

(Nachdruck verboten.)

1]

Die Achenbacher.

Roman von Anton v. Perfall.

I.

Seit Monaten dauerten die Wahlumtriebe in der Gemeinde Seehamm.

Sie rumorten lärmend in den Wirtschaftshäusern, hemmten die Arbeit in den Werkstätten, schlüpfen in die Spinnstuben, wisperten in den Kirchenstühlen. Sie klangen zwischen den Worten des sonntäglichen Evangeliums hindurch, drängten sich zwischen Mann und Weib, zwischen jugendliche Liebespaare.

Der schweigsame, rastlose Schneefall, dieser köstliche Winterfriede, der sich herablenkte auf das stattliche Dorf, war der reinste Hohn auf die Leidenschaften, die jetzt unter den kalten, weißen, jeden Schall dämpfenden Polstern gärten. Es galt aber auch nicht etwa, ob der oder jener in den Landtag oder gar in den Reichstag zu „den Preußen“ gewählt werden sollte, ein Ultramontaner, oder ein Liberaler — von einem Noten wußte man damals noch nichts in Seehamm, darüber ließen sich die Seehammer kein graues Saar waschen. — „Simum, herum, wie du's drahst, allweil das gleiche, der Bauer zahlt die Pech.“ — Nein, es galt jetzt etwas ganz anderes. Eine uralte Dynastie war im Wanken unter dem Ansturm neuer, fremder Elemente, die sich in Zeit von wenig Jahren auf dem kräftigen Boden entwickelt hatten.

Seehamm, an dem idyllischen Bergsee gelegen, hatte sich in den letzten Jahrzehnten als Fremdenkolonie stark entwickelt. Ein großer Zuzug von Kleingewerbetreibenden, Spekulanten aller Art war die unausbleibliche Folge. Mietshäuser, Gasthöfe, Werkstätten und Krämereien verdrängten immer mehr den grundbesitzenden Bauernstand.

Der stetig wechselnde Spekulationspreis des Bodens, welcher in keinem Verhältnis mehr stand mit dem landwirtschaftlichen Ertragnis, bestimmte allmählich den Zähesten zum Verkauf und Rückzug in entlegene Täler. Nur von den Höhen winkte noch behäbiger, ehrwürdiger Besitz.

Anders lagen die Verhältnisse in dem nur einen Kilometer entfernt gelegenen, zu der Gemeinde Seehamm gehörigen Dorfe Osterhofen, gegen welches die Villeggiaturen der Städter sehr bedenklich anrückten.

Hier hauste noch auf zerstreuten, in einem Wald von Obstbäumen begrabenen, stattlichen Gehöften der Großbauer in der ganzen Starrheit seiner Sitten, in dem ganzen Vollbewußtsein seiner sozialen Macht und sah mit ebenso viel Geringschätzung als Unbehagen hinüber auf das aufstrebende, unruhige Seehamm mit seinem bunten Gemisch von dahergelaufenem Volk, seinen nagelneuen Ziegeldächern, langweiligen Mietshäusern und ihm schwindelhaft dümken Bauten. Seit undenklicher Zeit war denn auch Osterhofen die politische Macht in der Gemeinde Seehamm, und dies unbestritten, naturnotwendig. Hier lag die Pfarrkirche, ein alter romanischer Bau, hier standen noch die Grundmauern der alten Abtei, welcher weithin alles Land zu eigen war, während die allerdings geräumigere Kirche in Seehamm schon in ihrem stillen Neuzern ihren Mangel an Geschichte verriet. Hier thronten vor allem, nachweisbar seit zwei Jahrhunderten, die „Achenbacher“, auf weithin sichtbarem Hof, als Gemeindefürsorge, an deren erblicher Macht alle Errungenschaften einer neuen Zeit, alle Autonomie der Gemeinde ebenso wenig rütteln konnten, wie einst der sonst allmächtige Landrichter.

Und jetzt war das alles in Gefahr; die sechsjährige Amtsperiode war zu Ende, eine neue Bürgermeisterwahl war ausgeschrieben. Früher war das eine leere Formel gewesen; die Achenbacher waren ja doch noch nicht ausgestorben. Da geschah das Unerhörte, die Seehammer hatten sich zusammengesetzt und stellten einen Gegenkandidaten auf! Diese Häusler, die nichts besaßen als das Dach über sich, die als Handwerksburschen hereingekommen in das Thal, dieses Frettervolk! Aber noch nicht genug, die Schande mußte eine vollständige sein: aus ihrer, der Osterhofener Mitte fand sich der Ueberläufer, den sie als Gegenkandidaten aufstellten — ein Bauer! Alles noch nichts — ein Achenbacher selber war's!

Wenn auch keiner von dem eigentlichen Stamm, so doch ein Ableger davon — der Urban Lehner. Sein Großvater hatte auf den Hof geheiratet, welcher dicht neben dem alten Achenbacher-Anwesen lag, und man nannte es bei den beiden nicht anders als bei den Achenbachern — dieser Urban Lehner war der Gegenkandidat.

Man wußte sehr wohl, was ihn, den Bauer von Osterhofen, bewog, sich der Opposition anzuschließen. Eingefleischter, altererbter Haß gegen seinen Nachbarn, den Achenbacher, der ebenso kräftig gedieh wie seine Ursache, der herrliche Wald, welcher in steilem, weithin sich dehnendem Gehäng den fastigen Hintergrund des Achenbacher-Hofes bildete, das Streitobjekt eines langwierigen, zuletzt zu Gunsten des Dominikus Achenbacher, des Vaters des gegenwärtigen Besitzers, ausgefallenen Prozesses.

Ja, man wußte sehr wohl noch eine weitere triftige Ursache, die allerdings nur eine Folge der ersteren war.

Die Achenbacherin, das schöne Burgei vom Stillerhof, war von Rechts wegen für den Urban Lehner bestimmt, mit dem sie lange genug herumgezogen. Da ging der Waldprozeß zu Ende. Der alte Lehner war ein verschuldeter, abgehauster Mann und sein Sohn zu schlecht für die Stillerbauertochter, welche der Achenbacher mit samt dem Wald ihm vor der Nase wegnahm. Schön hart! Und in Osterhofen verstand man sich auf kräftigen Haß; aber so weit darf ein Bauer doch nicht gehen, mit so einem dahergelaufenen Volk gemeinsame Sache zu machen! Kannte er doch sehr wohl den ersten Schlag, welchen diese Partei führen wollte: die Verlegung des sonntäglichen Pfarrgottesdienstes aus der alten Osterhofener Klosterkirche in die neue Seehammer. Dann ging es an die Schule, zuletzt wohl an die Toten, die dort seit Jahrhunderten in Frieden ruhten.

Das Pfarramt, in ständigem Kampf mit den widerhaarigen Osterhofenern, neigte sich längst auf Seite der Seehammer kleinen Leute. Aber was kann man sich da noch wundern! Ein Bauer, der eine armselige Krämerstochter als Ehefrau auf den Hof bringt, von dem ist alles zu erwarten! Und das hat er gethan, der Lehner Urban, dem Moïse Kaber, einem abgehausten Kaufmann, der erst vor einigen Jahren nach Seehamm gekommen ist, seine Tochter. Ein bleichsüchtig's, spind'ldürr's Ladenmäd'l. — Freilich hat er's grad aus Zorn und Verdruß gethan, der Burgl grad zum Troß, und d'Auswahl hat er grad auch nimmer g'habt mit seinem verschuld't'n Hof. Aber trotz alledem macht man so eine nicht zur Lehnerin am Achenbach, wenn man nur noch ein bißl einer is. — Das gebet a Bürgermeisterin, no guate Nacht!

Die Spannung der beiden Parteien war so weit gediehen, beeinträchtigte so sehr Handel und Wandel, daß man nachgerade sich nach der Entscheidung sehnte, so oder so — wenigstens wußte man, wie man daran war.

Und nun war der erhoffte und gefürchtete Tag angebrochen.

Ein eignes Gemeindehaus fehlte, weil es unmöglich war, eine Einigung betreffs des Bauplatzes zu erzielen. So wurde die Wahl in dem Saal zur „Post“ abgehalten, der ältesten Wirtschaft Seehamm's.

Neun Uhr war die festgesetzte Stunde.

Die Schule war geschlossen, da der Lehrer als Gemeindefreiber bei der Wahl beschäftigt war. Die männliche Jugend eröffnete vor der „Post“, gleichsam als Vorspiel, ein Schneeballengefecht: Osterhofen gegen Seehamm. Die Parteien unterschieden sich auffallend. Die erstere, an Zahl schwächere, bestand aus blondköpfigen Bauernjungen, in dicken Loden, fast uniform gekleidet, während bei den letzteren schon das Außere auf wirr zusammengewürfelte Elemente schließen ließ: schwächliche Bürschchen in städtischer Kleidung neben handfesten Arbeiterkindern, die eben der Werkstatt enklauen schienen.

Von allen Seiten stapften die Wähler durch den Schnee daher und drängten sich um die enge Pforte. Auffallend viel Werkleute im Arbeitsgewande, behäbige Hausbesitzer, dann und wann sogar ein ganz herrisch gekleideter, ein Gastwirt oder Kaufmann des Ortes. Die eigentliche Bauerngestalt verschwand völlig in der Menge, welche die untere Wirtschaft füllte. Dafür gruppierte sich die ganze bisherige Versammlung — ganz Osterhofen fehlte noch — um einen Mann,

welcher um so drastischer abfiel gegen seine ganze vielköpfige Umgebung, um Urban Lehner vom Achenbach.

Ein in zierlichen Locken sich ringelnder, rothblonder Vollbart, wie ihn die alten Kölner Meister mit unendlichem Fleiß ihren Heiligen zu molen pflegten, umrahmte ein gesundheitsstrotzendes, noch immer jugendliches Gesicht, das fast zu weichlich geschienen hätte ohne die zwei scharfen Falten, welche sich von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln zogen, starke Leidenschaft verratend. Der krause Blondkopf, welcher die Versammlung weit überragte, saß fast zu klein und zierlich zwischen den mächtigen Schultern.

Man sprach erregt, aber mit gedämpfter Stimme in ihn hinein.

„Dös war no schöner, abstehn im letzten Augenblick!“ bemerkte der Schmied, die muskulös nackten Arme auf den Tisch stemmend. „Den Osterhofenern ihre Zeit is aus. Hat lang g'nua dauert, das Bauernregiment. Jetzt kommen wir dran.“

„Ja, warum wähl'ts dann nacha net glei ein' von Euch? Wird ja wieder a Bauernregiment, das mein',“ erwiderte der Lehner in einem spöttischen Tone.

„No, i mein', das werd'n wa leicht d'erleid'n können. Schon von weg'n der Freundschaft mit Dei'm Nachbar. Wirst Di net grad anstrenga, sein Will'n z' thuan, und wannst 'hn net thuast, muast den unsren thuan, des is ganz glatt,“ bemerkte unter allgemeinem Gelächter ein dritter.

Der Lehner spielte mit seinen Bartringeln, die Falten an den Nasenflügeln vertieften sich.

„Das heizat, i soll Eurn Lapp mach'n — der Achenbacher hat Euch d' Schneid abkauft — jetzt wär' i grad recht zum Umananderföh'r'n, als Bürgermeister. Wird sich aber jart macha, das —“

„Daß Di auf amal so stemmst,“ erwiderte der Schmied, „nachdem alles seine Richtigkeit hat und wir grad haufier'n ganga san seit Woch'n mit Dein'm Nam. I mein' alleweil, Dir hat er's abkauft, d' Schneid, der Achenbacher.“

Der Lehner wurde feuerrot. „Ja, so bin i schon,“ erwiderte er mit höhnischem, kurzem Lachen.

„Oder am End gar d' Bäuerin?“ ließ sich eine Stimme von einem andren Tisch vernehmen.

Allgemeine Stille folgte.

Urban Lehner bog sich zur Seite, um den Sprecher zu sehen. Die weiße niedere Stirn zog sich in bedenkliche Falten, die blauen Augen blühten gehässig auf und die Faust auf dem Ahornische schloß sich krampfhaft.

„Was hast denn nacha Du da z' schaff'n, Lenz? Stehst dahoam net schon g'nua um die Weg? Als ob so a Bürschl verstand, um was es sich handelt bei der Sach. — Herrgott, jetzt mag i schon glei liaber net. Wer so an müßigen Tropf im Haus hab'n muast, der paßt si überhaupt net zum Bürgermeister.“

Sein Unmut mehrte sich von Wort zu Wort, wozu das leichtfertige Benehmen des Sprechers wohl das meiste beitrug, eines jungen angetrunkenen Burtschen, dessen Aehnlichkeit mit Lehner nicht zu verkennen war.

Man beschwichtigte diesen. „Geh, wer wird denn — kennst ja den Lenzl. Wirst do an Spaß verstehn von Dein Bruadern.“

„Bruader? A saubrer Bruader! I mag net.“ Lehner machte eine energische, abwehrende Bewegung. „Wähl'ts, wen's möcht's. Es hast all's z' viel an mir. I nimn net an, gradraus.“

Alles war verloren, wenn er Wort hielt. In der kurzen Zeit sich über einen neuen Kandidaten zu einigen, war unmöglich. Die Stimmen würden sich zersplittern, die Niederlage war dann entschieden.

Lauter Einspruch erhob sich. Eine Stimme schrie: „Verrat!“

Der Lenz wankte auf Urban Lehner, seinen Halbbruder, — die Mutter brachte den nichtsnußigen Jungen mit in die Ehe — mit gefülltem Maßtruge zu.

„Bruaderherz, mach sane Spasseteln net. Alle Tag is net Bürgermeisterwahl, und a bißl was möcht der Lenz do a davon hab'n von sein Kenna durchs ganze Thal. Wer hat's denn g'macht die Wahl? I! Ja, ja, i! Und darum lebe hoch der Herr Bürgermeister Urban Lehner vom Achenbach.“ Lenz sprang schwankend auf einen Stuhl, sein grünes Gütl schwingend. „Hoch!“

Keine Stimme fiel ein. Unter der Thür stand ein kleiner unterster Mann in vertheiltem Wettermantel, den Bergstock in der Faust; den buschigen schwarzen Schnurrbart zogen

die Eis- und Schneeflocken straff auf beiden Seiten des ausgerasierten Kinns herab. Der Achenbacher!

Die zusammengekniffenen dunklen Augen blitzten höhnisch auf die Versammlung, während rechts und links über seine Schultern sich Köpfe drängten.

Das ganze Haus war überfüllt. Die Osterhofener waren angerückt unter Anführung des Achenbachers.

„Hoch! Hoch!“ brüllte der Lenz auf der Bank, ohne sich irre machen zu lassen.

Alle fühlten die Lächerlichkeit, die Ungehörigkeit des Auftrittes, und vor allem die Schadenfreude des Eintretenden, sie darüber erlappt zu haben. Sein höhnisches Schweigen war verlebender wie Worte. Das war keine Aufführung vor einer Wahl.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Stiefel.

Der Klavierstimmer Murkin, ein hagerer Mann mit gelbem, glattrasiertem Gesicht, Labalsnase und mit Watte in den Ohren, trat aus seinem Zimmer auf den Korridor und rief mit dröhnender Stimme:

„Simon! Hausknecht!“

Nach seinem entsetzten Gesichtsausdruck zu urteilen, hätte man meinen können, der Dedestud sei ihm auf den Kopf gefallen, oder er habe soeben ein Gespenst gesehen.

„Erbarm' Dich, Simon!“ rief er, als er den herbeilaufenden Hausknecht gewahr wurde. „Was soll das heißen? Ich bin ein rheumatischer, tränklicher Mensch, und Du läßt mich hier auf Soden herumlaufen! Warum hast Du mir noch nicht meine Stiefel gebracht? Wo sind sie?“

Simon trat in das Zimmer Murkins, blickte in die Ecke, wohin er die gepuzten Stiefel zu stellen pflegte, und kratzte sich den Kopf: Die Stiefel waren nicht da.

„Wo sind die verfluchten...?“ wiederholte er die Frage.

„Abends, denk' ich, puhte ich sie doch und stellte sie hierher... hm! Offen gestanden, ich war gestern betrunken... Ich taxiere, ich hab' sie in ein andres Zimmer gestellt... Ja, ja, so wird's sein, Afanassi Jegoritsch! In ein andres Zimmer!... Stiefel giebt's viele, und der Teufel mag sie alle unterscheiden, wenn er betrunken ist!... Hab' sie wahrscheinlich nebenan gestellt, zur Schauspielerin!...“

„Jetzt muß ich Deinetwegen die Dame stören! Jetzt muß ich wegen Deiner Dummheit eine anständige Dame wecken!“

Seufzend und hustend ging Murkin an die Thür des Nachbarzimmers und klopfte vorsichtig an.

„Wer ist da?“ ließ sich nach einer Minute eine weibliche Stimme hören.

„Entschuldigen Sie, ich bin es!“ begann Murkin in klagendem Tone, indem er die Haltung eines Kavaliere annahm, welcher mit einer vornehmen Dame spricht. „Entschuldigen Sie, bitte, die Störung, gnädige Frau. Aber ich bin ein rheumatischer, tränklicher Mensch... Der Doktor, gnädige Frau, hat mir befohlen, die Füße warm zu halten... um so mehr, als ich sofort das Klavier der Generalin Schebelizyn stimmen gehen muß. Ich kann doch aber nicht auf Soden...“

„Was wünschen Sie eigentlich? Was für ein Klavier?“

„Kein Klavier, gnädige Frau, sondern die Stiefel. Der Schafslopp Simon hat meine Stiefel aus Versehen in Ihr Zimmer gestellt. Bitte, gnädige Frau, seien Sie so gut und geben Sie mir meine Stiefel!“

Man hörte Flüstern, einen Sprung vom Bett und Schlurren von Pantoffeln. Dann öffnete sich die Thür ein wenig, und eine zarte Frauenhand warf Murkin ein Paar Stiefel vor die Füße. Der Klavierstimmer dankte und ging in sein Zimmer zurück.

„Wunderbar!“ brummte er, die Stiefel anziehend. „Gerade als wenn das nicht ein rechter Stiefel wäre!... Aber das sind ja auch zwei linke Stiefel! Wahrhaftig, beide links!... Hör', Simon, das sind ja gar nicht meine Stiefel! Meine Stiefel haben rote Strippen und keine Pliden, und diese hier... getrisen, ohne Strippen...!“

Simon hob die Stiefel auf, drehte sie ein paarmal vor seinen Augen hin und her und runzelte die Stirn.

„Das sind Pavel Alexandrowitsch's seine...“ brummte er, die Stiefel mit bösen Pliden betrachtend.

„Was für ein Pavel Alexandrowitsch?“

„Na, der Schauspieler!... Jeden Dienstag kommt er her... Wahrscheinlich hat er Ihre für seine angezogen... Ich hab' sie nebenan zu ihr aufs Zimmer gestellt, folglich beide Paare, seine und Ihre. Das ist eine Geschichte!“

„Dann geh' und tausch' um!“

„Leicht gesagt — geh' und tausch' um!“ lachte Simon. „Wo soll ich ihn jetzt hertriegen? Der ist schon vor einer Stunde weg.“

„Na, wo wohnt er denn?“

„Ach, der Teufel weiß! Kommt jeden Dienstag hierher, aber wo er wohnt — keine Ahnung. Kommt her, übernachtet und — dann bis zum nächsten Dienstag...“

Kleines feuilleton.

„Das ist ja niedlich! Was fange ich jetzt bloß an? Ich muß zur Generalin Schebelizyn gehen. Es ist höchste Zeit! Soich' ein verfluchter Kerl! Ich habe ganz kalte Füße bekommen!“

„Die Stiefel umtauschen, das soll nicht lange dauern. Ziehen Sie getroßt diese Stiefel an, gehen Sie darin bis zum Abend und abends — ins Theater. Dort fragen Sie nach dem Schauspieler Wlstanow. Wenn Sie aber nicht ins Theater wollen, dann müssen Sie schon bis zum nächsten Dienstag warten. Er kommt nur Dienstag.“

„Aber warum sind denn hier zwei linke Stiefel?“ fragte der Klavierstimmer und griff abermals nach den Stiefeln.

„Gott, woher soll ein Schauspieler nehmen?“ Sie haben aber mal nette Stiefel, Pavel Alexandrowitsch!“ sagte ich. „Ne wahre Schand!“ und er sagt: „Schweig!“ sagt er, „und erbleiche!“ In diesen Stiefeln,“ sagt er, „spiele ich Grafen und Könige!“ Komisches Volk! Wenn ich Generalgouverneur wäre oder sonst so'n hoher Beamter, ich nähme alle diese Schauspieler und — ins Gefängnis!“

Stöhnend und ächzend zog Murkin zwei linke Stiefel an und machte sich hastig auf den Weg zur Generalin Schebelizyn. Den ganzen Tag ging er in der Stadt umher, stimmte Klaviere, und den ganzen Tag kam es ihm vor, als ob alle Welt auf seine Füße blinze und die Gliden und die schiefgetriebenen Absätze gewahrt würde. Außer den moralischen Martiern hatte er aber auch noch physische auszuhalten: er rieb sich ein Hühnerauge auf.

Abends ging er ins Theater. Man gab „Don Carlos“. Erst vor dem dritten Akt ließ man ihn, dank der Protektion eines ihm bekannten Flötisten, hinter die Coulissen. Als er die Herrens Garderobe betrat, fand er dort das gesamte Herrenpersonal versammelt. Die einen kleideten sich an, die anderen schminkten sich, wieder andre rauchten. „Marquis Posa“ stand bei „König Philipp“ und zeigte ihm einen Revolver.

„Kauf!“ sagte „Posa“. „Ich habe ihn bei Gelegenheit für acht Rubel in Kurst gekauft. Ich lasse ihn Dir für sechs. . . Sieh mal die prachtvolle Arbeit!“

„Sei doch vorsichtig. Er ist ja geladen!“

„Kann ich vielleicht Herrn Wlstanow sprechen?“ fragte Murkin. „Der bin ich selbst!“ erwiderte „Posa“. „Was wünschen Sie?“

„Entschuldigen Sie, bitte, die Störung. . .“ begann der Klavierstimmer in bittendem Tone. „Aber glauben Sie mir. . . Ich bin ein rheumatischer, kränklicher Mensch. Der Doktor hat mir befohlen, die Füße warm zu halten. . .“

„Ja. . . was wünschen Sie eigentlich?“

„Gehen Sie. . .“ fuhr der Klavierstimmer fort. „Nämlich. . . hm. . . diese Nacht geruhten Sie im Chambregarnie von Buchteiw zu sein. . . auf Zimmer 64. . .“

„Das ist schon nicht wahr,“ lächelte „König Philipp“. „Auf Zimmer 64 wohnt meine Frau!“

„Ihre Frau Gemahlin? . . . Sehr angenehm!“ lächelte Murkin. „Sie. . . Ihre Frau Gemahlin nämlich, reichte mir eigenhändig die Stiefel dieses Herrn hier. . . Nachdem dieser Herr (der Klavierstimmer zeigte auf Wlstanow) Ihre Frau Gemahlin verlassen hat, will ich nach meinen Stiefeln greifen. . . Ich rufe nach dem Hausknecht, und der sagt: „Ja, ich habe Ihre Stiefel in das Nachbarrzimmer gestellt.“ Er hat aus Versehen, weil er betrunken war, meine und Ihre Stiefel auf Nr. 64 gestellt.“ wandte sich Murkin wieder zu Wlstanow. „Und Sie, als Sie die Frau Gemahlin dieses Herrn (Murkin wies auf „König Philipp“) verließen, haben meine angezogen und. . .“

„Ja, was wollen Sie eigentlich?“ fiel ihm Wlstanow ins Wort und runzelte die Stirn. „Wollen Sie hier Matschereien machen, wie?“

„Durchaus nicht! Gott bewahre! Sie haben mich gar nicht verstanden. . . Was ich will? Reine Stiefel! Sie geruhten doch auf Zimmer 64 zu nächtigen?“

„Wann?“

„Nun, heute Nacht.“

„Haben Sie mich dort gesehen?“

„Nein, ich habe Sie nicht gesehen,“ antwortete Murkin unruhig, setzte sich und zog schnell die Stiefel aus. „Ich habe Sie nicht gesehen, aber mir hat die Frau Gemahlin dieses Herrn Ihre Stiefel herausgeworfen. . . Diese hier statt meiner. . .“

„Welches Recht haben Sie zu solchen Behauptungen, mein Herr? Ich spreche nicht von mir, aber Sie beleidigen eine Dame, noch dazu in Gegenwart ihres Gatten!“

Hinter den Coulissen erhob sich ein schrecklicher Lärm. „König Philipp“, der beleidigte Gatte, wurde plötzlich purpurrot und schlug wütend mit der Faust auf den Tisch, so daß in der benachbarten Damengarderobe zwei Schauspielerinnen in Ohnmacht fielen.

„Und Du glaubst das?“ rief ihm „Marquis Posa“ zu. „Du glaubst diesem Lumpen? O—ol. . . Willst Du, daß ich ihn wie einen Hund niederschlage? Willst Du? Ich mache aus ihm Beestfleisch! Ich zerhackere ihn!“

Und alle, welche an diesem Abend im Stadtgarten hinter dem Sommertheater spazieren gingen, erzählen noch heute, wie sie plötzlich vor dem dritten Akt aus dem Theater die Hauptallee entlang einen Menschen mit gelbem Gesicht und schreckfüllen Augen, ohne Stiefel, vorüberjagen sahen, verfolgt von einem andren im Kostüm des „Marquis Posa“, der einen Revolver in der Hand hielt. —

— Einen Nummel und zwar einen R o s e g e r - Nummel hätten wir bald in der vergangenen Woche erlebt. Am letzten Juli wurde das Peterl sechzig Jahre alt, und der Tag sollte gefeiert werden, obwohl man vor zehn Jahren, besonders in Innerösterreich, nicht gerade sparsam mit den Hochs umgegangen war. Und richtig! In der grünen Steiermark, bis nach Wien hinein, trachten mit einem Male die Böller. Ein Ganz-Gescheidter überfeste sogar das „Ich bin jüngst betrod'n“ in „klassisches“ Griechisch. Das Echo aus Deutschland kam vielstimmig, aber es klang matt, schläfrig, wie Scharwerkerfang. Was für Federn haben über den Mann geschrieben, der einstmals ein Dichter gewesen! Eine Reihe Blätter lehnte den verlangten Hammelsprung einfach ab. Aus verschiedenen Gründen. „Soll auch in der Republik des Geistes ein Jubiläum dem andern auf die Felsen treten, wie es seit Jahren im Staate Preußen geschieht?“ fragten die Einen. „Wenn mit sechzig, warum dann nicht gleich mit vierzig, wie es Herrmann Bahre anstehen würde?“ „Kofegger? Ach ja, der Bauerndichter! Vermischtes, bitte, wenn Platz ist.“ „Gegenstoß gegen die Jörn Uhl-Mode. Nichts weiter.“

Und auch die, welche den P. R. Kofegger kennen von Jugend auf, schwiegen. Sie wissen, daß das Wort gesprochen wurde: „Peterl schrei (h), Deine Kinder brauchen a mal a Geld,“ und das Peterl schrieb, bis der Dichter Kofegger in einem Meer von Tinte ersoff. Aber sie meinen auch: Die größte Flut verläuft, und der längste Weutel wird einmal voll, und dann wollen wir uns Rechenschaft darüber geben, wie viel Lebensfreudigkeit und Erhebung uns geworden, durch „die Schriften des Waldschulmeisters“ und „Jacob den Letzten.“ —

h. Alte Strafen. Dieser Tage, gegen Abend, ging ich wieder einmal den Weg, den ich vor langen Jahren so oft geschritten, in Hundetrab fallend, wenn ich nach der inneren Stadt mußte, im Zadelgang heimwärts, wie eine verregnene Henne. Auf den freien Platz haben sie den Riesenturm einer neuen Kirche hingeproßt. Verthanes Geld. Die Frauen mit ihren Kindern sitzen noch immer lieber im Schatten der kümmernden Bäume, sogar die alten Rittergassen.

Dann die lange, mählich aufsteigende Straße. Ganz oben schimmerte etwas wie Grün, sonst alles stumpf wie immer: Die Fronten der nach einem Plan gebauten Häuser, der graue Asphalt, die Gesichter der Menschen, die daher kamen. Und Kneipen, Kneipen, Kneipen. Mit und ohne Gebude; aber an den Fenstern standen andre Namen. Und Lädchen an Lädchen, wie sonst. Aber in dem ehemaligen Kohlenteller — wenn man auf die dritte Stufe trat, hingelte es — verkaufte man jetzt Kartoffel und Seringe, in der Thür des Milchladens stand lauerrnd der Lehrbub eines Balbirers, den Chokoladen-Frigen hatte ein Alt-Händler betrieben, der Cigarrenmacher war noch da: er hatte einen Bart bekommen und eine Frau.

Auf der ersten Stufe seiner Kellerwohnung saß der Tapezierer. Sein Haar schlohweiß wie sein Keinen-Kaftan. Noch immer die neugierigen Augen. Und die zuthunliche Mitteilbarkeit. Erst erkannte er mich nicht, bis ich den Mund aufthat. Dann war die Schleiße gezogen. „J. . . J. . . Den alten Kollwiz'n müssen Sie doch noch gekannt haben? Wissen Sie, der nur auf dem Stuhl neben dem Ofen sitzen konnte. Der hat sich tot geküßt! Aber Gänse hatte der! . . . Aus dem Oberbruch. . . Bissen Sie. . . J. . . J. . . Und der Weißbart, der Siegelladmacher, wo beim Begräbnis die Freimaurer alle angetreten sind. . . Ja, auch Vater Petermann, von dem Sie den japanischen Dolch gekauft haben. . . Wissen Sie das, wie er mal eine Kollwiz'n-Gans vierundzwanzig Stunden lang gebraten hat? Ja. . . und. . . alle wegl! J. . . J. . . Und auch Vater Märter könnte noch ganz schön leben, wenn er nicht tot wär. . . Auf Wiedersehen. . . Natürlich. Ich halt' aus!“

Ueber die Straße herüber kamen zwei. Jedes einzeln, im Bogen Sonnenverbrannt alle beide, fast schwarz. Handschlag. Verabredung. Ihren Vater hatte ich gut gekannt. Fünffmal war er in Amerika gewesen, der schwäbische Samenhändler, mit seinen Blumen-Fichtelbela, und in Russland drin, die Berliner Gärtner erinnern sich des Jacob noch immer. War ein aufrechter und grader Mann und lustig. Hatte er gut kassiert, sollten alle singen: Schön war die Jugendzeit. . .

Querstraßen rechts und links. Ach ja, Vater Märten! An Stelle seiner Kneipe ein Neubau. Im Hofe Fabriksgebäude, vorne ein Niesenladen, aber geschlossen. Da habe ich gelebt jahrelang. Früh, mittags und am Abend gegessen und getrunken. Gescheidt geredet, und noch Gescheidteres zu hören bekommen. Wo mögen die Kameraden hingelommen sein? Das Buchbinderle lebt; weiß es. Der Kartonnmacher wohl auch. Die Familie Mayer stirbt ja nicht aus in deutschen Landen. Und der Mann mit den neun lebendigen Kindern? Und der Bonbongießer, der Kleine, dem man jeden Tag den Regenschirm austauschte, die Brüder von da oben an der russischen Grenze, die Kutischer und die Frau, der man das Zehlfind fast mit Gewalt nehmen mußte, obwohl die Mutter nie einen Pfennig bezahlte? . . .

Vater Märten starb mit seiner Kneipe. Von der alten Stammgästen ging einer nach dem andern. Ueber Nacht verloschen sie, und ihr Platz blieb leer. Die Fabriken wurden nach auswärts verlegt. Nur noch ab und zu flopfte ein Mädchen ans Küchenfenster und verlangte seinen Kaffee und eine geschmiente Schrippe. Und neues Volk kam herein, jung und anspruchsvoll. Geschaß ihnen nicht gleich der Wille, blieben sie fort. Die Kneipe starb. . .

Wieder ein altes, bekanntes Gesicht. Drüben über der Straße. Also noch immer trägt er, auch im Sommer, den Chawol festgewickelt

am den Hals und in der Hand die alte Laterne, in der ich nie eine Kerze gesehen.

Ein Totenwagen. Erste Klasse. Der Staatskutscher löst die Hand vom Nummet und hält sie mir hin: „Lang nicht gesehen, aber doch gleich erkannt! Wie geht's?“

Zwei Knöpfe meines Gilet-Westen-Leibels wehen sich an dem Mermel seines diden, schwarzen Leibrockes. „Unterspielt, wie Sie sehen. Ja. . . Geschiedter wär's freilich, Sie schmissen mich auf Ihre Karre, und los!“

Er sah mich an, sein Auge schien ein Loch bekommen zu haben. „Ich war gestern in Herzberge, vielleicht hat das etwas abgefärbt.“ —

— Der Wildmännlestanz. Aus Oberstdorf im Allgäu wird den „Münchener Neuesten Nachrichten“ geschrieben: Letzten Sonntag fand hier nach zweijähriger Pause wieder der sogen. Wildmännlestanz statt. Es ist dies ein alter Volkstanz, der nach einer primitiven musikalischen Begleitung von zwölf Burschen auf einer Naturbühne auf der Hoffmannsruhe oder Halde aufgeführt wird. Die Burschen haben sich in Kostüme verummmt, die mit viel Mühe und Sorgfalt aus Flechten hergestellt sind, wie sie an alten Tannen wachsen. Die Gürtel bestehen aus frischen Tannensprossen. Die Rücken der Hände und die Nasen sind blau gefärbt. Die Tänze bestehen aus Gruppierungen und Tuntuntstücken, die Schrittbewegungen sind meist Sprünge mit abwechselnd vorgehendem linken oder rechten Bein. Den Schluß der in zwei Abteilungen aufgeführten Tänze bildet eine Verehrung des Bergalten, dessen bastumflattertes, wildblickendes Gesicht aus zwölf Holztafeln zusammengesetzt wird. Als dritte Abteilung folgt ein von den nummehr unverummmten Burschen mit der entsprechenden Anzahl Dirndl im Walzertakt getanzter Sechsertanz. —

Biologisches.

— Die Frage der Entstehung und Bedeutung der Schwimmblase bei den Fischen hat den Zoologen und Physiologen schon viel zu schaffen gemacht. Man weiß noch nicht einmal mit Sicherheit, auf welche Weise die Luft in die Schwimmblase gelangt. Die Erklärung macht in den Fällen am meisten Schwierigkeit, wo das fragliche Organ nach unseren bisherigen Kenntnissen einen rings geschlossenen Sack darstellt, wie z. B. beim Barsch. Leichter erscheint sie für diejenigen Fische, deren Schwimmblase durch einen Luftgang mit der Speiseröhre verbunden ist, wie die Karpfen und ihre Verwandten. Aber auch hier hat man mit Rücksicht darauf, daß der Luftgang häufig sehr dünn und lang ist, seine Wirksamkeit als luftzuführender Kanal stark bezweifelt, und Karl Ernst v. Baer behauptete, daß die Luft durch den Blutkreislauf in die Schwimmblase gelangen müsse. Nach neuen Untersuchungen von Dr. Otto Thilo in Riga, deren Ergebnisse die „Wostische Zeitung“ nach dem „Biologischen Centralblatt“ mitteilt, ist diese Anschauung nicht zutreffend. Thilo konnte durch verschiedene Versuche nachweisen, daß auch der dünne Luftgang der karpfenartigen Fische wirklich Luft durchläßt. Am besten gelang dieser Nachweis in der Art, daß den Schwimmblasen lebender Schleie, die sich in einem Gefäß mit Wasser befanden, mit Hilfe einer Wassertrahl-Luftpumpe die Luft entzogen wurde. Erhielt Thilo die Fische eine halbe Stunde bei einem Luftdruck von 1/4 Atmosphäre, so fand er, wenn er sie gleich nach der Luftentziehung tötete, ihre Schwimmblasen stets hochgradig erschlafft. Er konnte den Luftrest der hinteren Schwimmblase vollständig in die vordere verdrängen, und diese fühlte sich auch dann nur mäßig gespannt an; hieraus war zu schließen, daß beide Blasen etwa zur Hälfte mit Luft gefüllt waren. Hielt Thilo aber die Schleie nach der Luftentziehung nur fünf Stunden in einer großen Badewanne mit flachem Wasser, so daß sie an die Oberfläche kommen und Luft schnappen konnten, so fand er ihre beiden Schwimmblasen prall mit Luft gefüllt. Bei den Fischen, an denen noch keine Luftgänge nachgewiesen sind, dringt wenigstens in der frühesten Jugend die Luft durch weite Gänge in die Schwimmblase. Wenn nun auch diese Gänge bald zu dünnen Strängen einschrumpfen, so bleiben letztere doch während des ganzen Lebens bestehen und ihre Einmündungsstelle in den Darmkanal und in die Schwimmblase sind stets mit großer Genauigkeit nachweisbar. Beim Zander besteht sogar noch ein offener Gang an Fischen von 20 Centimeter Länge; daß er sich später vollständig schließt und keine Luft mehr durchläßt, ist nicht bewiesen. Obwohl es auch bisher noch nicht gelungen ist, nachzuweisen, daß die Luft durch jene dünnen Stränge oder andre Luftwege in die Blase gelange, so müssen nach Thilo doch derartige Wege vorhanden sein, da der Weg durch die Blutbahn ausgeschlossen ist. Das Herz der Fische ist nämlich überaus klein, die Gefäßverteilung, die Gesamtblutmenge und die Stromgeschwindigkeit sind ganz auffallend gering. Unter solchen Umständen können die geringen Blutmengen eines Fisches gar nicht in absehbarer Zeit so viel Luft abgeben, wie zur Füllung einer prallgespannten Schwimmblase erforderlich ist, zumal da diese geringen Blutmengen auch nur kleine Gas mengen enthalten. Außerdem ist bei vielen Fischen, z. B. den Karpfen, die Spannung der Gase in der Schwimmblase sehr hoch. Daher kann wohl Luft aus der Schwimmblase ins Blut übertreten, aber nicht umgekehrt. Jedenfalls erscheint es unmöglich, daß unter solchen Umständen bei einem Schleie innerhalb fünf Stunden so viel Luft aus dem Blut abgegeben werden kann, wie zur prallen Füllung ihrer beiden Luftblasen erforderlich ist, wenn sie, wie in dem oben beschriebenen Versuch, zur Hälfte mit Luft gefüllt sind. Bei den

Schleien aber ist das Gefäßsystem, die Blutmenge usw. im Grunde nicht wesentlich anders, als bei einem Barsch oder andern Fische, an dem noch keine Luftwege nachgewiesen sind. Auch die Luft in den Schwimmblase beider Fischarten zeigt fast dieselbe Zusammensetzung. (Sauerstoff 10—15 Proz., Stickstoff 80—90 Proz.). Bei beiden Fischen fällt die große Menge von Stickstoff auf. Diese kann unmöglich aus dem Blut stammen, da das Blut der Wirbeltiere nur sehr geringe Mengen Stickstoff enthält. Die Luft wird also ganz allgemein aus der Atmosphäre geholt und durch Luftwege in die Blase befördert werden. Bei ganz jungen, durchsichtigen Fischen kann man die Luft in Blasen eindringen sehen. Sie gelangt in eine blindfadartige Ausfüllung des Schlundrohres, die sich ausdehnt und zur Schwimmblase entwickelt. —

Aus dem Tierleben.

Bearbeitet der Specht auch gesunde Bäume? Von manchen Autoritäten der Vogelfreunde, besonders aber von Prof. Altum in dessen Forstzoologie wird der Specht als ein schädlicher Vogel bezeichnet. Man giebt ihm schuld, daß er nicht nur kranke, sondern auch gesunde Bäume bearbeite. Dagegen läßt sich nun nichts einwenden — aber wie kommt er dazu? In diese Frage glaube ich einiges Licht bringen zu können. Ich fand vor kurzem zwei gesund aussehende Kiefern arg von Spechten, jedenfalls großen Nuntspechten, bearbeitet. Der eine Stamm hatte vom Boden bis zu Manneshöhe etwa 6—7 bis zum Kern führende Spechtlöcher übereinander, der andre 4—5. Bei näherer Untersuchung entdeckte ich, daß sich der Kern des Stammes von dem ihn umgebenden Holze, wahrscheinlich durch Einwirkung des Frostes, losgelöst hatte, sodaß er wenigstens stellenweise wie ein Vollzylinder in einem hohlen steckte. Hierdurch erhielt der Stamm an den betreffenden Stellen einen hohlen Klang, welcher Umstand jedenfalls den Gehörsinn der Spechte getäuscht und sie zum Anbaden der sonst gesunden Bäume betrogen hat. Weiter angehaakte Bäume habe ich im weiten Umkreis nicht finden können. — („Nerthus“.)

Humoristisches.

— Fortschritt. Bauer: „Ja ja, i' bin recht z'frieden! Feuer kann i' mir schon zwei Küß', drei Geizen und ein paar Schwein halten und 's nächst' Jahr thu' i' Sommerfrischler auch noch her!“ —

— Angenehmes Kraut. „Sie haben als Specialität eine Töff-, Töff-Cigarre — was ist das für eine Qualität?“ „Wenn die auf dem Automobil geraucht wird, merkt man nichts mehr von dem Benzingeruch!“ —

— Ungenügsam. Ein Bauer kommt mit seinem Weibe zum erstenmal in die Stadt. Sie gehen ins Theater, wofelbst ein Trauerspiel gegeben wird. Das Stück ist ein so tragisch trauriges, daß beide aus dem Weinen nicht herauskommen. Die Bäuerin, als die weichere Ehehälfte, läßt auch nach dem Theater noch ihren Thränen freien Lauf, bis sich endlich tröstend der Bauer zu ihr wendet mit den Worten: „Alte, wisch' Dich ab und sei still, d' Leut' lachen Dich ja aus!“ „D mein“, seufzt die Alte, „da soll ma' nit weina, wann die G'schicht' so viel kost', und ma' doch nig ander's s'icht, als wia s' drei umbringen!“ — („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Die Münchener „Elf Scharfrichter“ werden in der kommenden Saison in Wien Vorstellungen veranstalten. Es heißt, daß die Gesellschaft sich dauernd in Wien niederlassen will, um abwechselnd hier und in München zu spielen. —

— Siegfried Wagner hat eine neue Oper „Der Kold“ komponiert. —

— In Wahreuth ist man gegenwärtig dabei, für die nächsten Festspiele im kommenden Jahre den „Lannhäuser“ neu zu inszenieren. Den Amfortas im „Parzifal“ wird an Stelle des verstorbenen Theodor Reichmann nächstes Jahr Theodor Vertram singen. —

— Dr. Dörpfeld glaubt bei seinen Ausgrabungen auf der Insel Leukas den Königspalast des homerischen Odysseus entdeckt zu haben: er ist der Meinung, daß nicht die heute so genannte kleine Insel (Thiaki), sondern das größere Leukas mit dem alten Ithaka identisch sei. —

— Die Zahl der Indianer Kanadas. Im Gegensatz zur allgemeinen Annahme neigt, wie wir dem „Globe“ entnehmen, die Zahl der Rothhäute, wenigstens in Kanada, durchaus nicht zur Abnahme, sondern zur Vergrößerung. Sie beträgt gegenwärtig 108 112 gegen 99 527 im Jahre 1901, was eine Vermehrung um 8585 Seelen bedeutet. Die größte Zahl von Indianern (25 500) weist Britisch-Kolumbien auf; dann folgen Ontario (20 983), das Nordwestterritorium (17 922) und Quebec (10 842). Jagd und Fischerei liefern ihnen in der Hauptsache den Lebensunterhalt. —

— Eine Drohung. Auf den Grabstein ihres verstorbenen Mannes ließ eine Witwe in Chicago folgende Inschrift setzen: „Ruhe sanft, bis ich komme.“ —